

Allgemeine Moden-Zeitung

Nr. 44.

1840.

Der äußerst billige Preis dieser wöchentlichen Zeitschrift, für den Jahrgang zu 104 Quartbogen, mit 64 Kupfern oder circa 600 Abbildungen der neuesten Pariser, Londoner und Wiener Moden, schnell nach deren Erscheinen, ist 6 Thlr.; mit 116 Kupfern, die



Moden und als Doppelkupfer: Portraits berühmter Menschen, Abbildungen von neuen Reubles, Fenster-Gardinen, Gartenverzierungen, Equipagen ic. enthaltend, 8 Thlr. Alle Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postämter nehmen Bestellungen an.

Redakteur: Dr. A. Diezmann.

Verlag von Baumgärtner's Buchhandlung in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Die Frau von Berrue.

Erzählung.

I.

Eines Morgens im Januar 1835 machten die Domestiken in dem Palaste des Herrn von Luyne's einen großen Wagen reisefertig, für welchen die Pferde zu Schlag neun Uhr bestellt waren. Außer den Dienern, welche in den untern Sälen aufräumten, in denen man die Ueberreste einer am Tage vorher gefeierten Hochzeit sah, schlief noch alles in dem Hause. Das erste Fenster, das geöffnet wurde, war das des großen Zimmers, wo auf dem Balcon die männliche Gestalt des Herrn von Luyne's erschien. Die Züge des ehrenwerthen Herzogs drückten gewöhnlich jene mit Milde gepaarte Strenge aus, die ein frommes Leben zu geben pflegt; diesmal aber war in seinem Gesichte und an seiner ganzen Person tiefe Traurigkeit zu lesen. Er sah eine Viertelstunde lang den Vorbereitungen zur Reise zu und wenn er seinen Leuten von dem Fenster herab irgend einen Rath oder Befehl erteilte, verrieth der Ton seiner Stimme die Unruhe seines edeln Herzens. Sobald diese Stimme in dem Hofe gehört worden war, erwachte das ganze übrige Haus und überall zeigte sich ein gewaltiges Hin- und Herlaufen. Eben schlug es neun Uhr, als der Herzog im Hausrocke auf die Stufen der Vortreppe herunterging und fragte, ob man seinem Schwiegersohne angezeigt habe, daß die Pferde eingespannt wären. In die-

sem Augenblicke erschien eine junge Dame von höchstens funfzehn Jahren, aber von seltener Schönheit neben dem Herzoge und ergriff die Hand desselben, ohne aber sprechen zu können. Es war die Tochter des Herzogs, die am Tage vorher mit dem Vicomte von Berrue vermählt worden war und nach Savoyen abreisen wollte.

„Bist Du hier, Johanna?“ fragte der Herzog, ohne es zu wagen, sein Kind anzusehen. „Du hast gezögert; man muß immer genau so handeln, wie man es versprochen hat. Es schlägt neun Uhr; steige in den Wagen. Wo ist der Herr von Berrue?“

Die junge Frau antwortete nicht und drückte noch immer die Hand ihres Vaters.

„Ihr werdet heute schönes Reisewetter haben,“ fuhr der Herzog mit steigender Unruhe fort. „Ihr könnt funfzehn Stunden zurücklegen und diesen Abend in Etampes übernachten.“

Da die Frau von Berrue noch immer schwieg, so wendete sich der Herzog zur Hälfte zu ihr und als er ihre Wangen von Thränen überströmt sah, schloß er sie heftig in seine Arme.

„Ich wollte dies vermeiden,“ sagte er, indem er die Tochter fest an sich drückte. „Das Abschiednehmen zerreiht nur das Herz und nuht nichts. Du liebst Deinen Gemahl, Du wirst reich, glücklich und angesehen sein am Hofe von Turin. Diese Thränen haben keinen Grund. Laß es genug sein. Ich verbiete Dir, noch länger zu weinen.“

Der Herzog von Luyne's konnte selbst die Thränen

in den Augen nicht zurückhalten, der arme Vater kämpfte indes durch gewaltsame Anstrengung des Willens seinen Gram nieder, nahm seine gewöhnliche strenge Miene wieder an und setzte hinzu: „meine Tochter, wir müssen unser Geschick annehmen, wie Gott es uns sendet. Wir werden nicht immer getrennt sein. Dein Gemahl wird Dich bisweilen nach Frankreich herüberbringen und ich hoffe Euch in Savoyen zu besuchen. Sorge dafür, daß man Dich da drüben liebt und daß ich immer nur Gutes von Dir höre.“

Es liegt in kräftigen Charakteren ein Zauber, der Andern Kraft giebt und sie lehrt sich selbst zu beherrschen. Die Frau von Berrue trocknete ihre Augen und antwortete ruhig: „fürchtet nichts, mein Vater, ich werde es nie vergessen, daß ich eine Luynes bin und daß die Ehre Eueres Namens von meinem Wandel abhängt.“

Sie hatten sich gefaßt, als der junge Gemahl aus seinen Gemächern herunter kam. Der Herzog küßte seinen Schwiegersohn und sagte zu ihm: „ich verschone Euch mit den ewigen Predigten, die die Väter zu halten pflegen. Lebt wohl. Ich habe Euch mein Theuerstes auf dieser Welt gegeben und bedauere es nicht. Liebt meine Tochter so sehr, als Ihr es vermöget.“

Der Schwiegersohn betheuerte nach dem Herkommen, daß er der Glücklichsste der Sterblichen sei und die jungen Leute stiegen in den Wagen. Als derselbe aus dem Hause hinausgerollt war, hob der Herzog seufzend die Augen gen Himmel und begab sich in sein Betzimmer, während er vor sich hin murmelte: „es ist hart, recht hart in meinem Alter; sie aber mit ihren funfzehn Jahren lacht gewiß bereits wieder und tröstet sich. Die lieben Kinder! Sie sind beide schön wie der Tag.“

Der Graf von Berrue, der einen der edelsten Namen des Reiches von Savoyen führte, war wirklich einer der schönsten Männer jener Zeit. Sein Vermögen war bedeutend und seine Stellung am Hofe von Turin die erste und ehrenvollste. Seine Mutter begleitete das Amt einer Ehrendame bei der Herzogin von Savoyen. Er stand in Ansehen und hatte eine eben so sichere als glänzende Zukunft vor sich. Der Herr von Bernon, der Gesandte von Turin in Paris, hatte ihn mit sich zu einem Besuche nach Frankreich genommen und der junge Graf hatte sich sogleich in das Fräulein von Luynes verliebt auf den Bällen in Versailles, wo sie zuerst auftrat. Johanna, die Tochter zweiter Ehe des Herrn von Luynes, hatte fast gar kein Vermögen. Ihr Vater hätte sie gewiß nie gegen ihren Willen in ein Kloster gebracht, aber sie war der Gefahr ausgesetzt,

lange unverheirathet zu bleiben, und als der Herr von Berrue sich um ihre Hand bewarb, nahm man ihn deshalb mit Freude und Dank auf. Der Graf stand im zwanzigsten Jahre, hatte die Manieren des damaligen guten Tones und besaß einen etwas schwachen Geist, aber einen sanften Charakter. Der Herzog von Savoyen hatte seine Einwilligung zu der Vermählung in den für Luynes schmeichelhaftesten Ausdrücken gegeben und dem jungen Ehepaare bei der Ankunft desselben in Turin neue Gunstbezeugungen verheißen. Der geschickteste Wahrsager würde also Mühe gehabt haben, vorherzusagen, von welcher Seite her die unter so günstigen Umständen geschlossene Verbindung Stürme und Unfälle zu erwarten haben sollte, besonders wenn man die Liebe der beiden jungen Leute zu einander und die trefflichen Grundsätze der Gräfin, ihre Tugend und ihren Verstand berücksichtigte. Man wird indes bald sehen, wie sie, gleichsam mit Gewalt und gegen ihren Willen zum Bösen geführt wurde; so wahr ist es, daß das Schicksal bisweilen vor uns Abgründe zu öffnen weiß, in welche selbst der vorsichtigste und sicherste Fuß unfehlbar stürzen muß.

Johanna von Luynes war eine schöne jugendlich frische Dame mit schwarzen Augen, schönen Zähnen und einem bald ernstern, bald heiteren Gesichte, je nach ihrem sehr beweglichen Gedankengange. Sie besaß eine lebhaft Phantasie, daneben aber auch einen guten Theil gesunden Verstandes. Wenn die Langeweile sie heimsuchte, wußte sich gegen dieselbe nicht recht zu vertheidigen, wie es allen Frauen ergeht. Mit Sanftmuth konnte man alles von ihr verlangen; durch Ungerechtigkeit und Tyrannei aber war sie auch auf die schrecklichsten Abwege zu bringen, sobald ihre Geduld einmal verletzt war. Man sah wohl ein, daß sie, schlecht verheirathet, weit hätte gebracht werden können; da man sie aber mit einem jungen Manne verbunden sah, der nach ihrem Geschmacke war, so schien es nicht mehr möglich zu sein, daß sie auf Abwege gerathe.

Der Herr von Berrue und seine junge Frau machten, wie es Verliebte thun, nur kleine Tagereisen und kamen erst nach einem Monate in Turin an. Dort wurden sie von den Freunden und der Familie des Grafen mit Ungeduld erwartet. Die verwittwete Gräfin von Berrue liebte ihre Schwiegertochter sehr, küßte sie sechs mal des Tages und kümmerte sich um sie auf fast belästigende Weise. Die verwittwete Gräfin war eine dicke fette Frau mit einem kupferrothen Gesichte; sie hatte aus ihrer an Romankapiteln ziemlich reichen Zu-

gend eine bequeme Moral beibehalten und ihr Ohr erschrak vor Kleinigkeiten nicht. Trotz aller Zärtlichkeit der Wittve erkannte die junge kluge Schwiegertochter an ihr doch etwas Herrisches, das nichts Gutes verhieß; sie blieb deshalb auch immer zurückhaltend gegen ihre Schwiegermutter. Die übrige Familie bestand aus etwa zehn albernen, unwissenden Menschen und niedrigen Seelen und bildete in Turin gewissermaßen den Hofpöbel.

Der junge Herzog, Victor Amadeus, lebte damals eingezogen in seinem Palaste und liebte als Erholung nur die Musik; er besaß deshalb auch die beste Kapelle in Europa. Er empfing nur einmal in der Woche und außer seinen Kamerherren sah ihn Niemand in seinem Privatleben. Unter dem Scheine einer großen Kälte besaß der Fürst jedoch ein warmes Herz und sein fester Blick verrieth es, daß seinen Leidenschaften zwei furchtbare Eigenschaften zu Gebote standen, Entschlossenheit und Ausdauer.

Die Frau von Berrue fand bei dem Beherrscher von Piemont die Aufnahme nicht, welche die Briefe hoffen ließen. Entweder weil der Fürst durch seine politischen Plane zerstreuet war, und er ging mit sehr großen um, oder weil das französische Wesen ihm nicht gefiel, er zeigte ihr nicht das freundliche Wohlwollen, das man erwartete. Als ihm die junge Dame vorgestellt wurde, heftete er einen langen gleichgiltigen Blick auf sie, der sie in Verlegenheit brachte; dann murmelte er einige Worte von Wohlwollen und als er einmal die Augen abgewendet hatte, richtete er sie den ganzen Tag nicht wieder auf die Neuangekommene. Da es bei dem zweiten Besuche nicht anders war, so wurde die verwitwete Gräfin nebst der ganzen Familie Berrue besorgt und sie wiederholten wohl zehnmal mit Verdruß, die junge Schwiegertochter habe nicht das Glück, Sr. Hoheit zu gefallen. Nach einem Monate, als es noch nicht anders geworden war, hielten die Berrue Zusammenkünfte und meinten, das müsse ein Ende nehmen. Nach dem zweiten Monate wendeten sie ihren Verdruß gegen die Schwiegertochter und empfahlen ihr, sich zu bemühen, daß sie die Gunst des Fürsten erwerbe; als aber auch der dritte verging, ohne daß eine Aenderung eintrat, erklärte man, die junge Frau besitze einen schlechten Charakter und sei gleichgiltig gegen die Wünsche der Familie, auch deutete man sogar an, man werde Mittel finden, sie auf andere Gedanken zu bringen. Der Graf, der seine Frau liebte, sprach allein für sie gegen die Andern, da er aber keineswegs die Gabe der Beredsamkeit besaß, so ließ er sich leicht schlagen und die

fürchterliche Zunge seiner Mutter brachte ihn nach den ersten Worten zum Schweigen, so daß Johanna von Luynes bald ein recht unangenehmes Leben führte und bei dem Gedanken an das Vaterhaus tief seufzte. In ihrer Unerfahrenheit konnte sie sich die außerordentliche Kälte des Herzogs nicht erklären. Eines Abends nahm sie allen ihren Muth zusammen und beschloß das ungerechte Vorurtheil des Herzogs von Savoyen zu besiegen. Sie stellte sich deshalb an die eine Ecke des Kamines. Als der Herzog sein Gespräch abbrach und sich umdrehete, befand er sich gerade vor der Gräfin, und da er es so nicht vermeiden konnte, sie anzureden, schien er sehr verlegen zu werden. Das Orchester spielte in diesem Augenblicke französische Melodien.

„Erkennt Ihr diese Musik wieder?“ fragte der Fürst die Gräfin.

— „Allerdings,“ antwortete die Frau von Berrue, „und die Erinnerungen, die sie in mir weckt, stimmen mich traurig.“

„Ich verstehe: Ihr seht Euch in das Vaterland zurück. Die Leute in Piemont gefallen Euch nicht.“

— „Im Gegentheile, sie lieben mich nicht und ich kann mich in meinem Alter unmöglich unter Leuten glücklich fühlen, denen ich mißfalle.“

„Ich glaubte vielmehr,“ entgegnete der Herzog, „Ihr hättet Langeweile und unser Hof sage Euch nicht zu.“

— „Ew. Hoheit scherzt; ich erwartete hier, um mich wohl zu fühlen, weiter nichts, als daß man mich so freundlich behandelte als andere.“

Die Frau von Berrue, die endlich ihre Verlegenheit überwunden hatte, schlug die Augen auf, um zu sehen, wie der Fürst ihre Vorwürfe aufnehme und sie bemerkte mit Erstaunen, daß die Hände Sr. Hoheit bebten und seine Wangen sich mit glühender Röthe überzogen.

„Ihr irret Euch,“ sprach er, „wenn Ihr glaubt, man liebe Euch hier nicht; was Ihr für Abneigung hietet, war nur Scheu.“

Die verwitwete Gräfin von Berrue freute sich in der Ferne, als sie den Herzog mit ihrer Schwiegertochter sprechen sah, aber um so mehr erschrak sie auch, als der Herzog sich plötzlich von der Gräfin wegwendete und dem Orchester sagte: „spielt etwas Anderes; die französische Musik gefällt der Frau von Berrue nicht.“

Johanna von Luynes kam sehr gedankenvoll nach Hause zurück. Sie ließ sich von den Berrues schelten, ohne auf den Born derselben zu achten und in demsel-

ben Augenblicke, als die ganze Familie zu der Ansicht gelangte, die stolze junge Gräfin werde am Hofe nie Glück machen, erkannte sie, daß der Herzog von Savoyen in sie verliebt sei. Auch mußte sie kein Weib gewesen sein, wäre ihr dies noch länger verborgen geblieben.

2.

Der nächste Tag brachte eine wichtige Neuigkeit. Seit länger als fünf Jahren war in dem Schlosse nicht getanzt worden und der Herzog hatte bei seinem Leber gesagt, er wolle Feste geben. Die Frommen erschrafen darüber und sahen schon ihre Herrschaft vernichtet durch den Luxus von Versailles, durch Favoriten und Favoritinnen. Sie gingen so betrübt und niedergeschlagen einher, als stehe ein schrecklicher Krieg bevor; die jungen Leute aber und die Damen bestellten vergnügt neuen Putz zu einem Balle und erwarteten sehnlich die neuen Vergnügungen.

Die Berrue schenkte dieser Neuigkeit weniger Aufmerksamkeit wegen einer andern, die zu gleicher Zeit zu ihnen gelangte und die sie näher berührte. Der Graf war in das Cabinet des Fürsten berufen worden und man hatte ihm eine geheime Sendung an den König von Spanien aufgetragen. Diese große Gunst hätte die ganze Familie in Verwunderung setzen sollen, denn der Herr von Berrue mit seinem beschränkten Geiste schien für die diplomatische Laufbahn durchaus nicht geeignet zu sein; die Berrues sahen indeß, mit Ausnahme der Gräfin, die Sache für etwas ganz Natürliches an. Der geheime Gesandte nahm, entzückt von der wichtigen Rolle, die er spielen sollte, seine Instruktionen und Vollmachten in Empfang und reiste sehr vergnügt ab, nachdem er seine Gemahlin umarmt und ihr gesagt hatte, sie möge sich auf den Bällen recht vergnügen und sich bestreben, sich bei dem Herzoge mehr in Gunst zu setzen.

Man begann die Feste durch ein Carrousel, bei welchem der Herzog die Quadrille der Türken anführte und man fand, daß ihm die türkische Tracht vorzüglich schön stand. Der Fürst von Baudemont führte die Araber an. Beide zeichneten sich sehr aus; der eine gewann den Preis im Ringsstechen und der andre trug den Sieg im Wettrennen davon. Den Damen gefielen diese schönen Schauspiele allgemein, an die sie nicht gewöhnt waren, und die Sieger gewannen so viel Beifall, daß sie ebenfalls Geschmac an diesen Vergnügungen fanden. Die verwittwete Gräfin von Berrue be-

fand sich, dick geschminkt und mit Schmuck überladen, in der ersten Reihe auf dem Amphitheater und ließ ihre junge Schwiegertochter nicht aus den Augen, die allein, aus den Blicken Sr. Hoheit, errieth, daß das Fest ihr zu Ehren gegeben würde.

Der zweite Tag war für eine Hirschjagd bestimmt, die sich bis in die Nacht hinein verlängerte. Der Hof war zehn Stunden weit weg von Turin gelockt worden und man mußte in einem Lustschlosse Sr. Hoheit übernachten. Wagen hatten das Nöthige zu den Mahlzeiten herbeigebracht, so daß es an nichts fehlte. Das Schloß war groß genug, um alle aufnehmen zu können, und da man sehr ermüdet war, so begab man sich alsbald nach aufgehobener Tafel zur Ruhe. Die Frau von Berrue fand, daß man ihr ein sehr abgelegenes Zimmer am Ende der Gebäude angewiesen hatte; da aber ihr Name über der Thür angeschrieben stand, so wagte sie es nicht, ein anderes Zimmer zu verlangen. Uebrigens bemerkte sie überall gute Schlösser und Riegel und fürchtete also die Einsamkeit nicht.

Nachdem die Gräfin mit ihrer Nachtoilette zu Ende gekommen war, entließ sie ihre Dienerinnen und schloß sich klügllicherweise ein. Dann kniete sie auf einem Betsstuhl nieder und sagte halblaut ihr Abendgebet. Es fiel ihr wohl ein, einige Worte in Bezug auf die Gefahren hinzuzufügen, die sie in der nächsten Zukunft erwarteten; doch ließ sie ab davon, als halte sie es nicht für recht, gegen Gott und die Heiligen von so ungewissen Dingen zu sprechen. In diesem Augenblick wurde eine geheime Thür in der getäfelten Wand geöffnet und der Herzog von Savoyen stand vor ihr.

„In des Himmels Namen, gnädige Frau,“ sprach er, „fürchtet nichts. Mich führte keine böse Absicht zu Euch. Ich liebe Euch zwar, aber ich achte Euch auch nicht weniger, wie Ihr sogleich erfahren werdet.“

— „Ihr braucht ein seltsames Mittel, um mir Eure Achtung zu beweisen,“ antwortete die Gräfin stolz. „Wenn Ihr wollt, daß ich Euch glaube, so entfernt Euch sogleich wieder.“

„Laßt mir die Zeit, mich zu erklären,“ entgegnete der Herzog, „und Ihr werdet anerkennen, daß in meinem Verfahren mehr Delikatesse liegt, als Ihr glaubtet. Die Fürsten können leider nichts thun, ohne von tausend Augen beobachtet zu werden. Hätte ich Euch öffentlich aufgesucht, so würden die bösen Zungen sogleich über Euch gesprochen haben. Ich habe Eurem Rufe das Opfer des dreimonatlichen Schweigens gebracht; aber ich kann Euch

meine Liebe nicht länger verhehlen; nur um dieses Gespräch unter vier Augen herbeizuführen, habe ich Feste gegeben und meinen Hof hierher geführt. Ich brauchte übrigens jede Vorsicht, damit der heutige Schritt geheim bleibe. Niemand ist in das Geheimniß gezogen, denn nur mit Euch allein wünschte ich zu sprechen."

— „Ich will für das, was Ihr Schonung nennet, durch eine offene Antwort erkenntlich seyn. Ich bin aus einer Familie, der die Ehre über alles geht. Als ich meinen Vater verließ, versprach ich ihm, immer so zu leben, daß man gut von mir spreche, und ich würde es nicht ertragen können, wenn er einmal mit einem schrecklichen Blicke zu mir sagte: „Johanna, du hast dein Versprechen nicht gehalten und meinen Namen geschändet.“ Uebrigens liebe ich meinen Gemahl und Ihr dürft nicht erwarten, diese Liebe zu besiegen; entsaget also Euren Plänen; sie können nur Unglück bringen. Möge dieses Gespräch das letzte sein zwischen uns über diesen Gegenstand."

„Ich möchte Euren Wunsch gern erfüllen, aber hängt es von mir ab, Euch nicht zu lieben, und ist es mir möglich, Euch nicht zu sagen, daß ich Euch liebe? Doch will ich es versuchen, Euch zu gehorchen, wenn auch nie eine andere den Platz einnehmen wird, den Ihr in meinem Herzen habt."

Nach diesen Worten entfernte er sich wieder durch die geheime Thüre; seine Gedanken aber nahmen die Richtung nicht, die er ihnen hatte geben wollen, und als die Sonne erschien, war er bereits aufgestanden und dachte über ein Mittel nach, das unnahbare Herz der Frau von Berrue zu rühren, der er mehr als gewöhnlich zu gefallen wünschte. Johanna von Luynes ihrer Seite verbrachte eine schlaflose Nacht, betete zu Gott um Beistand und nahm sich vor, sich fest gegen die Wünsche des Herzogs zu vertheidigen.

Am andern Tage, dem letzten der Feste und am schönsten, schützte die Gräfin, die mit dem Hofe nach Turin gekommen war, Kopfschmerzen vor, und blieb in ihrem Zimmer. Sie hatte den Muth, den Tänzen zu entsagen und seufzte nur einige Male, als sie ihre Ballkleider ansah; sobald die Vergnügungen begannen, begab sie sich zur Ruhe. Die verwittwete Gräfin von Berrue war darüber höchst aufgebracht, denn sie hatte die ganze Woche vorher ihrer Schwiegertochter guten Rath gegeben, wie sie den Herzog erobere. Sie rechnete auf diese schöne Gelegenheit und als sie allein bei Hofe erscheinen mußte, nahm sie eine so ver-

drießliche Miene an, daß der Herzog sogleich errieth, was geschehen war.

„Ich sehe, daß wir die Frau von Berrue nicht sehen werden," sagte er.

— „Sie ersucht Ew. Hoheit, sie zu entschuldigen," antwortete die Wittwe, „eine Unpäßlichkeit..."

„Wir kennen diese Krankheiten schon; es ist eine Fortsetzung der Verachtung, welche die Gräfin gegen uns fühlt."

— „Verachtung!" rief die alte Dame. „Heilige Jungfrau, könnte ich dies glauben, so würde ich sie nicht mehr als meine Schwiegertochter anerkennen und nach Frankreich zurück schicken. Ihr wisset, daß die Berrues die ergebensten Diener Ew. Hoheit sind."

„Erschreckt nicht; wir erlauben der Gräfin, unsere Feste in Vergleich mit denen von Versailles ohne Reiz zu finden. Ein andermal finden wir vielleicht mehr Beifall."

Der Herzog ließ die verwittwete Gräfin hocherröthet stehen. Sie murmelte die ganze Nacht zwischen den Zähnen. Der Tanz war noch nicht zu Ende, als sie nach Hause zurückkehrte und hier eilte sie sogleich an das Bett ihrer Schwiegertochter, um ihr ihr Leid zu erzählen und sie zu schelten. Sie machte drei Stunden lang so viel Lärm, daß die junge Gräfin wirklich heftiges Kopfsweh bekam.

Da der Herzog sich immer nach dem Befinden der Damen zu erkundigen pflegte, die krank waren, so sendete er zu der Gräfin einen Edelmann aus Baiern, der seinen Auftrag pünktlich vollzog und von den Worten, die er sagen sollte, weder eines wegließ, noch zu denselben eins hinzufügte.

„Der Herr Herzog," sagte er zu der Frau von Berrue, „hat es sehr bedauert, daß Euer Kopf so übel gelaunt war, daß er ihn des Vergnügens beraubte, Euch zu sehen. Sein Wunsch, Euch angenehm zu sein, schien einen bessern Lohn zu verdienen."

— „Hörst Du, liebe Tochter," sagte die verwittwete Gräfin, „kann man etwas freundlicher sagen? Und Du wagst es noch zu glauben, Sr. Hoheit verstimmt gegen uns zu halten? Geh, Du bist unklug und undankbar."

Einige Zeit darauf wurde wiederum ein Ball in dem Schlosse gegeben und diesmal hatte der Herzog von Savoyen seine Maßregeln so gut getroffen, daß die Gräfin dabei nicht fehlte; er forderte sie nämlich auf, an einer Quadrille in Costüm Theil zu nehmen. Es war dies eine Gunst, die sie nicht von sich weisen

konnte, wenn sie sich ihr Haus nicht ganz zur Hölle machen wollte. Die Schäferspiele waren damals an der Tagesordnung. Der Hut mit Blumen und das aufgenommene Kleid standen der Gräfin zum Entzücken und deshalb tröstete sie sich ein wenig wegen der Gewalt, die man ihr anthat. Ihr Eintritt war ein Triumph. Die Besorgniß, die Liebe des Fürsten könne noch höher steigen, gab ihr einen eigenthümlichen unbeschreiblichen Reiz. Die Herren sprachen den ganzen Tag von nichts als Liebespfeilen und durchbohrten Herzen. Nur der Herzog sagte nichts; in dem Augenblicke aber, als die Gräfin ihn betrachtete, sah man ihn erbleichen und wanken, als sei er von einer unsichtbaren Waffe getroffen. Man brachte ihn halb ohnmächtig fort, schrieb aber sein Unwohlsein der Wärme in den Zimmern zu.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Eine Herausforderung.) Vor einigen Jahren lebte auf der Insel Bourbon an dem malerischen Ufer des St. Annensflusses in ruhiger Familienglücke ein redlicher Creole, Porphire mit Namen, dem die allgemeine Stimme eine ungewöhnliche Körperkraft zuschrieb, obgleich dieselbe selten geübt wurde, weshalb denn auch einige Personen Zweifel an ihr hegten. Man reizte ihn oft, um sich mit ihm zu messen, oder vielmehr damit er in den Augen Aller seinen Ruf rechtfertige; aber Porphire verachtete alle diese Anreizungen und kannte das Geheimniß seiner Stärke allein. Ein gewisser Christoph, ehemaliger Seemann, der ebenfalls für einen Hercules galt und auf diesen Ruf stolz war, wurde neidisch auf den Ruhm seines Nebenbuhlers und nahm sich endlich eines Tages vor, sich nach dem St. Annensflusse auf den Weg zu machen, um Porphire zu einem Kampfe herauszufordern, in welchem die Kräfte der beiden Nebenbuhler gemessen werden sollten. Er machte die zwölf Stunden, die ihn von seinem Ruhmesconcurrenten trennten, zu Fuße und kam eines Morgens an, als sein Gegner sich eben zum Frühstück niedersetzen wollte. Nachdem er ihm die Ursache seiner Ankunft mitgetheilt und hinzugefügt hatte, er wünsche, daß der Kampf vor einigen Zeugen vor sich gehe, nahm der ruhige Porphire denselben ohne Zögern an, forderte aber vorher den Gast auf, sein bescheidenes Mahl mit ihm zu thellen, indem er versicherte, er werde ihm darauf vollkommen genügende Satisfaction geben. Ich finde jedoch, sagte Porphire hinzu, mein Frühstück zu gering, um Sie zu empfangen, wie ich es wünschte; ich wollte längst schon ein Schwein schlachten lassen; meine Schwarzen sollen dieß jetzt thun, so daß wir ganz frische Wurst bekommen, was meinen Sie dazu? Christoph, dem ein gutes Frühstück immer wohl gefiel, bekämpfte den Vorschlag

Porphires nicht und sie begaben sich mit einander dahin, wo sich das Thier befand. Unterwegs sagte der ehemalige Seemann zu dem Creolen, man müsse die Partie auch interessant machen und er setze seine silberne Uhr gegen zehn Pfaster, damit Einer von beiden ein Zeugniß seiner Ueberlegenheit erhalte. Der Andere nahm dies an. Nachdem nun Porphire einen Schwarzen gerufen hatte, der ohne Zweifel nicht da war, sagte er zu Christoph, er werde die Sache selbst machen, sprang auch in demselben Augenblicke über die vier Fuß hohe Mauer und ging gerade auf das Thier zu, das wenigstens drei Centner wog. Christoph sah über die Mauer und wunderte sich, wie jener wohl des Thiers werde Herr werden, als Porphire demselben einen Schlag auf den Kopf versetzte und es dadurch todt niederstreckte. „Geben Sie Achtung, Christoph, rief er dann dem Seemann zu, „fangen Sie es auf.“ In demselben Augenblicke faßte er das Schwein mit der einen Hand an einem Ohre und schleuderte es über die Mauer. Christoph dachte nach über das, was er gesehen hatte; er war überwunden. Es wurden Bürste gemacht und man setzte sich zu Tische. Der Seemann war sehr nachdenklich. Er aß wenig, trank viel und sprach von dem Kampfe gar nicht mehr. Nach dem Frühstück sagte Porphire zu ihm: „nun stehe ich Ihnen zu Diensten.“ — „Lieber Freund,“ antwortete da Christoph, „wenn man ein so gutes Frühstück gehalten hat, ist es gefährlich, die Verdauung zu stören.“ — „Ich verstehe,“ entgegnete der Creole, „da ich aber keine Uhr habe, so sagen Sie doch den Leuten in St. Denis, die den Zweck Ihrer Reise kennen, Sie hätten mir die Ihrige geschenkt als ein Andenken an diesen Tag.“ Christoph gab seine Uhr, wie es schien, sehr bereitwillig hin und rühmte sich in der Folge nie wieder seiner Kraft.

(Aendeutungen zur Menschenkenntniß.) Der Stoß. Der Gamin, der den Mann spielt, schleppt den Stoß auf dem Pflaster nach; der gemeine Mensch, der den Herrn spielen will, läßt den Stoß so viele Schritte thun als seine Beine; der Pfastertreter reißt den Knopf seines Stockes am Munde, an der Wange, an dem Kinne; der vergnügte Mann hält den Stoß in der Mitte und klopft mit dem Knopfe in die andere hohle Hand; der Traurige oder der Nachdenkende trägt ihn perpendicular dicht an dem Beine; der Zerstreute schlägt damit gegen alles, was ihm in den Weg kommt, selbst die Beine anderer Leute nicht ausgenommen; der Rentier trägt ihn unter dem Arme; der Saffir hält ihn mit beiden Händen auf dem Rücken.

Fußbekleidung. Feines, immer reines und glänzendes Schuhwerk ist das Zeichen ächter Eleganz. Wer Leichdornen u. an den Füßen hat, oder seiner Gesundheit wegen dicke Sohlen tragen muß, kann ein talentvoller Mann, ein guter Ehemann und zärtlicher Vater sein und seine Abgaben pünktlich entrichten, aber auf den Namen eines Dandy darf er nicht Anspruch machen, von der fashionablen Welt ist er für immer ausgeschlossen. Ein fashionabler Mann muß früh Reitstiefeln anziehen (das Pferd ist nicht durchaus nothwendig, wohl aber sind es Sporen), den Tag über dieselben durch seine Stiefeln ersetzen und Abends durch lacirte

Schuhe. Wer sich in einem Salon, in Stiefeln zeigt, auf der Straße in Schuhen, auf dem Lande anders als in schönen Samaschen sich sehen läßt, hat seinen Anspruch auf Eleganz verloren.

(Seltsamer jüdischer Gebrauch.) Burckhardt berichtet in seinen „Reisen in Syrien,“ daß die Juden in Librias, einer der vier heiligen Städte des Palmyra, einen seltsamen Gebrauch beim Gebete beobachten. Während der Rabbiner die Psalmen Davids vorliest oder die Gebete, die aus denselben gezogen sind, ahmt die andächtige Versammlung durch die Stimmen und durch die Gebärden den Sinn einiger bemerkenswerther Stellen nach; wenn z. B. der Rabbiner die Worte ausspricht: „lobet den Herrn mit Trompetenschall,“ ahmen sie den Klang der Trompeten durch die geballten Fäuste nach. Wenn ein „gräßlicher Sturm“ vorkommt, so blasen alle mit Anstrengung, um den Sturm darzustellen; wird „das Geschrei des Gerechten in der Noth“ erwähnt, so beginnen alle ein entsetzliches Geschrei und es ist nicht selten, daß während einige noch blasen, um den Sturm nachzuahmen, andere bereits das Geschrei des Gerechten begonnen haben und so ein Concert entsteht, daß schwerlich andere als Gebräuer anhören und dabei ernst bleiben können.

(Die große Seeschlange noch einmal.) Seit einiger Zeit erscheinen wieder vielfache Berichte, daß Seefahrer die große Seeschlange gesehen hätten, die man noch immer für ein Fabelthier hält. Unter anderm erzählt der Capitain d'Abnour von der „Stadt Rochefort“: am 21. April 1840 fuhren wir bei schönem Wetter und einer leichten Brise in dem Meerbusen von Mexico hin, nach einiger Zeit bemerkten wir etwas gleich einer langen Kettenschnur, die nach den beiden Enden zu niedriger war und in der Mitte sich ebenfalls nur einige Fuß über den Meeresspiegel erhob. Das Meer brach sich leicht an diesem Gegenstande. Als wir näher kamen, bemerkten wir, daß die verschiedenen Theile des Gegenstandes den Ort und selbst die Form veränderten, so daß wir zu der Ueberzeugung gelangten, es könne kein Riff sein. Etwas später erkannten wir mit Hilfe eines Fernrohrs eine lange Kette ungeheurer Ringe, die aussahen wie eine Anzahl aneinandergelinkter Fässer und der Form nach dem Rücken eines Seidenwurmes glichen. Als das Schiff noch näher kam, erkannten wir alles noch deutlicher und wir sahen wirklich das Ende eines ungeheuern Schwanzes, der der Länge nach in zwei Theile, weiß und schwarz, geschieden war. Er schien sich aufzuwinden und auf einem Theile des Gegenstandes selbst zu ruhen. An dem andern Ende bemerkten wir eine Haut, die sich etwa zwei Klaftern hoch über das Wasser erhob und sich in einem bedeutenden Winkel auf die Masse neigte, woraus ich schloß, das Ungeheuer vor uns möge mit einem Athmungsapparate gleich dem der Lamprete versehen sein. Endlich sahen wir auch etwas gleich einem Fühlhorne aus dem Wasser ragen und zwar etwa acht Klaftern hoch; es endigte in einer Halbmondgestalt, die von der einen Spitze bis zur andern wenigstens fünf Klaftern maß. Wir konnten nicht nahe genug gelangen, um das Ungeheuer noch ge-

nauer zu betrachten; allem Anscheine nach aber war es eine Schlange von wenigstens 300 Klaftern Länge.

(Ein leidenschaftlicher Fuchsjäger.) Der Herzog von Grafton wurde einst bei einer Fuchsjagd ab- und in einen Graben geworfen; gleich hinter ihm ritt ein junger Geistlicher, der ihm zurief: „liegen Sie still, Gnaden!“ über ihn hinweg und die Jagd fortsetzte. Manche Leser werden nun wohl glauben, eine solche Gefühllosigkeit würde von dem Herzoge sehr übel empfunden worden sein; es war dies aber keineswegs der Fall; der Herzog sagte vielmehr, als ihm seine Diener aus dem Graben heraus- und wieder auf das Pferd geholfen hatten: „Der junge Mann soll die erste gute Pfarre haben, über die ich verfügen kann; hätte er angehalten, um mir Beistand zu leisten, würde ich ihn nie begünstigt haben.“ Der dem seinigen so ähnliche Jagdeifer des jungen Geistlichen hatte ihm so wohl gefallen; auch hielt er sein Wort und gab die erste gute Pfründe, die er zu vergeben hatte, jenem jungen Geistlichen. —

Bei einer andern Fuchsjagd nahm ein Quäker, der in einiger Entfernung auf einem Hügel stand, den Hut ab, schwenkte denselben und rief laut „Halloh!“ Die Hunde liefen sogleich zu ihm und kamen dadurch von der Fährte ab, was den Herzog von Grafton so in Born brachte, daß er sogleich zu dem Sünder hingaloppierte und denselben im ärgerlichen Tone fragte: „bist Du ein Quäker?“ — „Das bin ich, Freund,“ antwortete der Mann im breitkrämpigen Hute. „Nun wohl,“ fuhr der Herzog fort, „da Du Deinen Hut niemals vor einen Christen abnimmst, so werde ich Dir dankbar sein, wenn Du in Zukunft auch gegen einen Fuchs nicht höflicher sein willst.“ —

Derselbe Herzog gab für seine Fuchshunde jährlich 4000 Pf. St. (über 25,000 Thlr.) aus. Ein anderer berühmter englischer Fuchsjäger hielt siebenundfunzig Jahre lang viele Fuchshunde und sie kosteten ihm jährlich gewiß eben so viel, so daß er sein Leben lang für sein Stedenpferd die ungeheure Summe von anderthalb Millionen Thaler ausgab.

(Undankbarkeit.) Als die berühmte französische Schauspielerin Duchesnois gestorben war, begegnete Jemand einem alten Manne, der zu ihren vertrauesten Freunden gehört hatte. Er sah blaß und höchst betrübt aus. Alle versuchten ihn zu trösten, aber vergebens. „Ihr Verlust,“ sagte er endlich, „betrübt mich noch nicht so sehr als ihre unbegreifliche Undankbarkeit. Werden Sie glauben, daß sie mir in ihrem Testamente gar nichts vermacht hat und ich habe doch dreißig Jahre lang wöchentlich dreimal an ihrem Tische gegessen?“

Generalcorrespondenz.

Ein französischer Rekrut wurde lethhin, statt eines andern, aus Versehen in das Hospital gebracht. Man legte ihn dort in

das Bett, brachte ihm Brodwasser zum Getränk und empfahl ihm, recht viel davon zu trinken. Er trank es kannenweise. Es wurden ihm andre Dinge zum Trinken und Einnehmen gebracht und er nahm alles ohne Widerstreben. Als sich endlich der Irrthum aufklärte und man den Rekruten fragte, warum er es nicht gesagt habe, daß er nicht krank sei, antwortete er: „Meine Vorgesetzten haben mir gesagt, die erste Pflicht des Soldaten sei zu schweigen und zu gehorchen.“ —

In Lyon machte in Folge der Börsenschwankungen ein Börsenagent mit 2,500,000 Frs. bankrott. —

Die politischen Zeitungen haben erzählt, die Wache der Nationalgarde in dem Palais Luxembourgeois habe einmal vor dem angeklagten Prinzen Ludwig Napoleon das Gewehr präsentiert. Dem sei, wie ihm wolle, gewiß ist, daß der Prinz sowohl von dem Pairshofe als außerhalb desselben stets als Prinz behandelt wurde. Wenn die Sitzungen einmal unterbrochen wurden, begaben sich die Angeklagten in zwei für sie bestimmte Säle; in den einen, in welchem sich eine gedeckte und mit Obst und mit andern Erfrischungen beladene Tafel befand, begaben sich immer die meisten der Angeklagten; der kleinere, eleganter decorirte, war ausschließlich für den Prinzen bestimmt und auf dem Tische befanden sich immer ausgesuchte kalte Speisen, nebst Wein etc. —

Ein reicher Kaufman in Pimlico glaubte, er sei vom Teufel besessen und derselbe befinde sich in seiner Kehle. Um denselben da herauszutreiben, schnitt er sich die Kehle ab. In seinem Testament hatte er den Vollstreckern desselben befohlen, seinen Körper sehr vorsichtig öffnen zu lassen, damit der Böse nicht entwische, und denselben in eine Flasche einzuschließen, damit er nicht wieder andere Menschen peinige. —

Der Prinz von Joinville ist mit den Ueberresten Napoleons auf der Rückfahrt begriffen und man erwartet die Ankunft im nächsten November oder December. —

Auf der Insel Bermuda zeigt sich bisweilen eine höchst merkwürdige Naturerscheinung, nämlich eine Veränderung an der Sonne, in deren Folge alle Gegenstände in blauem Lichte erscheinen. Brewster, der diese Erscheinung bei der Versammlung der englischen Naturforscher erwähnte, bemerkte, daß die Sonne auch noch in andern ungewöhnlichen Farben zu scheinen pflege und erklärte es durch besondere Brechung der Lichtstrahlen. —

An einer Mauer in der ganzen Länge des Parks von Fontainebleau zieht sich auf einer erhöhten Terrasse ein Weinspalier hin, an welchem man in gewöhnlichen Jahren 6 bis 7000 Pf. Trauben — chasselas — erntet, von denen die schönsten in den Herbstmonaten auf die königliche Tafel kommen. Alle sonst Fontainebleau genannte und zum Verkauf ausgebotene Trauben kommen aus dem Dorfe Thumery, in welchem jedes Haus ein mit Trauben bedecktes Spalier trägt; alle Straßen daselbst sind Weins-

gärten, denn es dürfte sich im ganzen Dorfe schwerlich eine Stelle von einem Fuß breit finden, an der man nicht Trauben sähe. Das Dorf sendet jede Woche fünf bis sechstausend Körbe voll dieser herrlichen Trauben nach Paris, wo sie bisweilen mit Gold aufgewogen werden. —

Die Schiffe werden immer größer gebaut; in New York ließ man lezthin ein Dampfschiff von Stapel, welches das größte in der Welt ist, nämlich 294 F. in der Länge mißt. —

In dem gegenwärtigen Jahre sind aus China nach Europa 39 Millionen Pfund Thee gebracht worden. —

Jeder Seidenwurm erzeugt einen seidenen Faden von etwa fünfhundert Ellen Länge. —

Man hat berechnet, daß in den lezten fünf und zwanzig Jahren von den Gärtnern aus der gewöhnlichen Maasliebe tausend verschiedene und benannte Varietäten erhalten worden sind. —

Der Herzog von Devonshire ließ vor Kurzem einen sehr großen Palmbaum in sein herrliches Schloß Chatsworth bringen. Er wurde von neun Pferden gezogen und man hat berechnet, daß allein die Kosten des Transportes bis an Ort und Stelle sich auf nicht weniger als 7000 Thlr. belaufen werden. —

Nachrichten aus Berlin melden, daß das Verbot Friedrichs des Großen, etwas von seinen musikalischen Compositionen zu veröffentlichen, welches bis jetzt befolgt worden ist, endlich aufgehoben werden soll. Es soll demnach zuerst die Partitur einer einactigen Oper erscheinen, die der König componirte, die „il rè pastore“ heißt und am 3. Aug. 1747 in Charlottenburg vor der königlichen Familie aufgeführt wurde. Das Werk soll sich durch angenehme Melodien und eine Instrumentation auszeichnen, welche den kenntnißreichen Contrapunctisten verräth.

In Brest machen vier Laptoten vom Senegal Aufsehen, freie Regier, Fischer und Schiffer. Zwei derselben sind Marabouts und kennen den Koran auswendig in arabischer Sprache, ohne ein Wort davon zu verstehen; sie halten streng die Vorschriften ihres Glaubens, trinken nur Wasser und berühren keine von Mahomed verbotene Speise. Auf dem Schiffe, auf welchem sie ankamen, starben sie deshalb fast Hungers. Die beiden andern sind minder streng und betrinken sich sogar. Alle lieben leidenschaftlich den Tanz. Im Anfange fürchteten sie, in Frankreich zu erfrieren, auch wagten sie sich lange nicht in mehrstöckige Häuser. Ueber alles stolz sind sie darauf, von Weißen bedient zu werden, da sie bisher an den Gedanken gewöhnt waren, sie wären stets und überall die Diener der Weißen.